

Die Ebersburger.

Eine Geschichte aus alter Zeit von Fritz Rikel (Mainz).

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

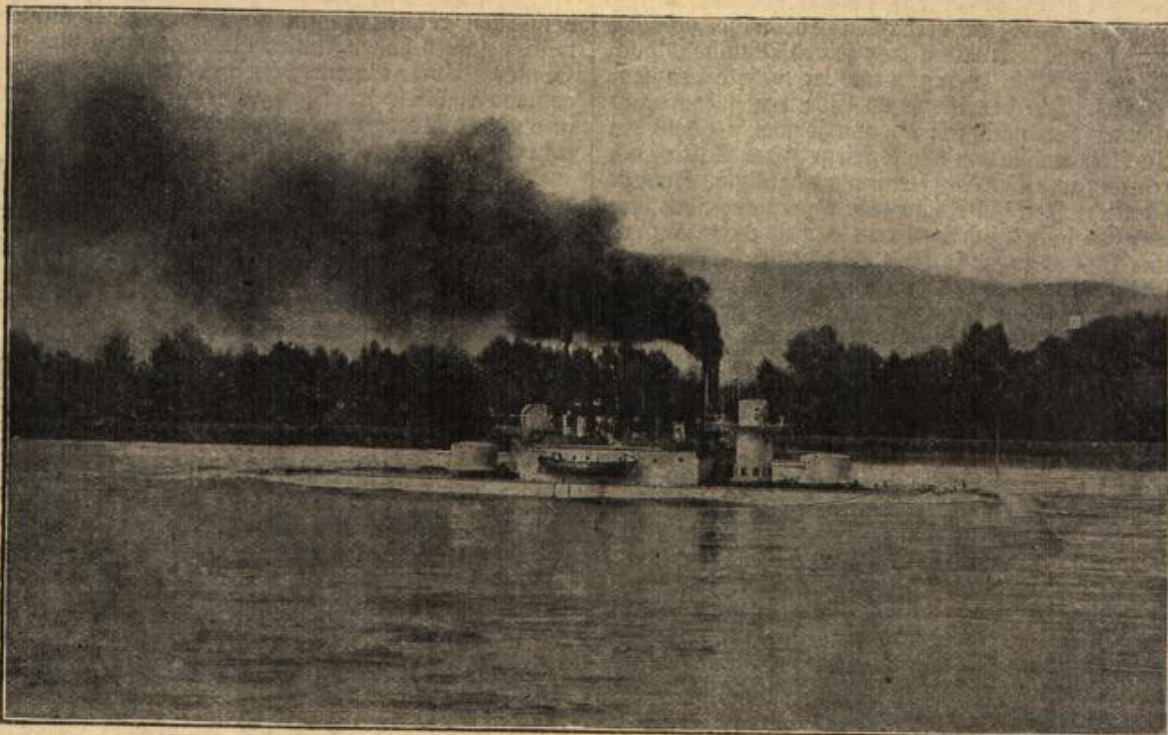
Konnte man somit Herrn Burkhard Limpurg als einen der wenigen Menschen bezeichnen, denen schon in der Wiege ein glückliches Lebenslos bestimmt ist, so schien er auch in ganz besonderer Gunst bei dem waltenden Schicksal zu stehen. Erhaben über den kleinlichen Sorgen des Alltags stehend, floss sein Dasein in sonnenhellem Glück dahin, das nur ein einziges Mal durch den vor Jahren erfolgten Tod seiner Gattin getrübt wurde. Hatte auch das Dahinscheiden der treuen Lebensgefährtin ihn in tiefe Trauer versetzt, so war Herr Burkhard Limpurg doch nicht der Mann, der sich durch das Unabänderliche auf die Dauer innerlich unterjochen ließ und hatte er den schweren Schicksalsschlag unter dem Einfluß der allmächtigen Zeit überwunden, zumal er in seiner einzigen, innig geliebten Tochter Herlinde Ersatz für die Dahingegangene fand, so daß er sich nach wie vor eines glücklichen Familienlebens erfreuen durfte.

Wenigstens bis vor zwei Jahren, bis zu dem Zeitpunkt, an welchem er jene Fahrt nach Leipzig unternommen hatte, auf welcher er dann in die Gewalt der Ebersburger Raubritter geriet und nur einem glücklichen Umgefahr seine Befreiung dankte. Auf welche Weise er aus der Gefangenschaft erlöst worden war, das entzog sich der allgemeinen Kenntnis; man wollte wissen, daß

der junge Söldnerführer Welf Gillehofen, der damals den von den Raubrittern angerannten Warenzug begleitete, den gefangenen Ratsherren mit List von der Ebersburg entführt habe, aber dieser Annahme widersprach der Umstand, daß Welf Gillehofen nicht nach Frankfurt zurückgekehrt, sondern in die Dienste der fürstlichen Abtei Fulda getreten war. Hätte der junge Reiters-

mann, der in ganz Frankfurt wegen seiner herrlichen Stimme und wegen seinen vielen lustigen Streichen in gutem Andenken stand, in gedachter Weise den reichen Herrn Burkhard Limpurg verpflichtet, so wäre er doch gewiß mit dem Genannten nach Frankfurt zurückgekehrt, wo man ihn mit Ehren überhäuft hätte! Statt dessen blieb er der Heimat und seinem greisen Vater, dem Waffenschmied Werner Gillehofen, fern und ging sogar in fremder Herren Dienste! Was sollte das bedeuten? Sollte an den von den Allerflügsten verbreiteten Gerüchten doch etwas Wahres sein, nach welchen sich zwischen den Herzen des schmucken Söldnerführers und der schönen Herlinde, der Tochter des Ratsherren, zärtliche Beziehungen angeknüpft hätten, die selbstredend von Herrn Burkhard nicht geduldet werden konnten? Man hatte schon früher einmal ein Glöcklein läuten hören, das verkündete, daß des Ratsherren Töchterlein ein Auge auf den schönen Nachbarsohn geworfen habe, aber das war doch müßiges Gerede alter Klatschbasen gewesen, denn Herlinde hatte doch ihren Vater auf jener Fahrt nach Leipzig begleitet, um dort, wie es hieß, einem reichen Patriziersohn als Gattin zugeführt zu werden. Daraus

war ja nichts geworden, da die räuberischen Ebersburger dieser Reise ein gar schnelles Ende bereitet hatten, aber die geplante Heirat kam auch nicht zustande, als wenige Monate nach jener verunglückten Fahrt der Leipziger Freier in eigener Person in Frankfurt erschien. Er war ein zierliches Herrlein von artigen Sitten, Herr Erasmus Ebenfried, dem man auf hundert Schritte seinen Reichtum ansah, in so kostbaren Gewändern stolzierte er herein und gar manche Jungfrau hätte wohl mit Freuden ihre Hand zum Ehebunde in die seine gelegt, aber der schönen Herlinde Limpurg schien er nicht willkommen zu sein, denn unverrichteter Dinge zog er nach einigen Tagen wieder ab. Darüber hatte alles vor Verwunderung die Hände über dem Kopfe zusammengeschlagen und



Einer der österreichisch-ungarischen Donau-monitore. (Mit Text.)

man ansah, in so kostbaren Gewändern stolzierte er herein und gar manche Jungfrau hätte wohl mit Freuden ihre Hand zum Ehebunde in die seine gelegt, aber der schönen Herlinde Limpurg schien er nicht willkommen zu sein, denn unverrichteter Dinge zog er nach einigen Tagen wieder ab. Darüber hatte alles vor Verwunderung die Hände über dem Kopfe zusammengeschlagen und

die gewagtesten Gerüchte gingen über die Tochter des Rathsherrn um. Die einen wollten wissen, daß die Sache mit dem nicht zurückgekehrten Welf Hilleleschoven zusammenhänge, während andere behaupteten, der Schrecken über das auf der Leipziger Fahrt bestandene Abenteuer habe so nachhaltig auf die Jungfrau gewirkt, daß sie gemüthstrent geworden sei. So viel war gewiß, daß das frühere harmonische Verhältnis zwischen dem Rathsherrn und seiner Tochter nicht mehr waltete; man sah Herrn Burthard nur mit finsterner Miene herumgehen und wenn man Herlinde, der früher so fröhlichen, lebensprühenden Jungfrau begegnete, dann konnte man einen stillen Leidenszug auf ihrem lieblichen Antlitz wahrnehmen, der auf innerliches Siechtum schließen ließ. Die Engel des Friedens und Glücks, die alle die langen Jahre her das Limpurgische Haus beschützt hatten, schienen dasselbe seit der Heimkehr von Vater und Tochter für immer verlassen zu haben.

Die Leute kamen mit ihren Vermutungen in der That der Wahrheit nahe. Der Gemüthszustand seiner Tochter machte Herrn Limpurg die schwersten Sorgen. Jeden Verkehr mit ihren Altersgenossen und jede ihrer Jugend zustehende fröhliche Zerstreuung ängstlich vermeidend, lebte Herlinde still dahin, ohne jemals mit einem Worte der Vergangenheit zu gedenken. Teilnahmslos erfüllte sie die ihr im Hause obliegenden Pflichten und hatte für jeden Versuch ihres Vaters, sie aufzuheitern, nur ein trübes Lächeln, dessen Ausdruck Herrn Burthard das Herz zerschchnitt. Vermochte es doch auch die allmächtige Zeit nicht, das bedrückende Wesen der Tochter zu ändern, vielmehr schien diese immer tiefer in Schwermut zu versinken, so daß der Vater ernstlich für das körperliche Wohl seines geliebten Kindes fürchtete und dieserhalb den alten Medikus Storkelin um Rat gefragt hatte. So sehr sich Herlinde wehrte, mußte sie sich den Besuch des hochgelahrten Herrn gefallen lassen, aber dieser vermochte eine körperliche Erkrankung nicht festzustellen, sondern sprach in vielen gelehrten Ausdrücken von einem offenbar vorliegenden seelischen Leiden, besonders von der schwarzen Melancholie, die wohl imstande sei, die Lebenskräfte der mit ihr Behafteten zu untergraben. Das einzige Heilmittel dagegen sei, der Ursache der seelischen Erschütterung auf den Grund zu gehen und dieselbe mit allen Mitteln aus der Welt zu schaffen. Dieser Rat war wenig nach Herrn Burthard Limpurgs Geschmack. Die Goldgülden, die er für denselben an den berühmten Medikus entrichtete, hätte er sparen können, denn die Ursache der tiefen Schwermut Herlindens kannte er ganz genau, hatte aber durchaus nicht die Absicht, dieselbe in einer die Tochter befriedigenden Weise zu beseitigen. Als aber Herlinde die Werbung des von Leipzig gekommenen Herrn Erasmus Ebenfried trotz aller Vorstellungen standhaft zurückwies und dem Vater drohte, daß sie sich ein Leid antun würde, wenn er sie zu dem ihr verhassten Ehebunde zwingen wolle, da begannen sich in dem Alten trotz seines Unwillens doch mit der Zeit mildere Gefühle zu regen und er wehrte den Gedanken, in Welf Hilleleschoven den künftigen Eidam zu sehen, nicht mehr mit der früheren Hartnäckigkeit ab, um so weniger, als die in Frankfurt verbreitete Kunde von Welfs kriegerischen Taten auch zu seinen Ohren drang und ihm Anerkennung abnötigte. Immer mehr kam das väterliche Gefühl bei ihm zum Durchbruch, das ihm gebot, das Lebensglück seines sich in Gram verzehrenden Kindes zu begründen, und kam es sogar so weit, daß der stolze Rathsherr sich mit seinem Nachbarn, dem greisen Waffenschmied Werner Hilleleschoven, dem er sonst beim Begegnen nur einen steifen Gruß gegönnt hatte, in vertrauliche Gespräche einließ und ihn zu den Erfolgen seines Sohnes beglückwünschte.

So standen die Dinge, als der neugewählte Kaiser Rudolf in Frankfurt seinen Einzug hielt und längere Zeit daselbst verweilte, um Kriegsvölker gegen den aufrührerischen Böhmenfürsten Ottokar um sich zu scharen. Die Strenge, mit welcher der Kaiser seit Beginn seiner Herrschaft gegen das Räuberunwesen im Lande vorging, hatten ihn zum Liebling des Volkes gemacht und zahllos waren die Beweise der Liebe und Verehrung, die ihm von den Frankfurterern dargebracht wurden. Verstand es Rudolf von Habsburg doch auch wie selten ein Fürst, sich durch einfaches, leutseliges Wesen beliebt zu machen und war man sich doch bewußt, daß in ihm dem deutschen Reiche wieder ein Hort des Rechtes erstanden war — des Rechtes, vor dem die rohe Willkür des Stärksten sich beugen mußte. Die Macht, der auf ihren festen Schloßern sitzenden Adeligen war von dem Kaiser gebrochen worden und viele der ritterlichen Räuber mußten ihre zahlreichen Freveltaten mit dem Leben büßen, denn so wohlwollend und mild Kaiser Rudolf den friedlichen Untertanen begegnete, so hart und schonungslos verfuhr er gegen diejenigen, welche es wagten, sich gegen das Gesetz aufzulehnen und den gebotenen Landfrieden zu brechen. Er hatte mit dieser Strenge in verhältnismäßig kurzer Zeit erreicht, daß der Landmann wieder ruhig seinem Berufe nachgehen konnte, ohne befürchten zu müssen, der Früchte seiner Tätigkeit beraubt zu wer-

den, daß der Wanderer in Sicherheit seine Straße zog und daß das ganze Volk wieder frei aufatmen konnte — sein Wunder deshalb, daß das Lob des Herrschers von allen Zungen erklang und alle Welt ihn als den Wiederhersteller der Ordnung segnete. —

Im großen Saale des Römer pflegte Kaiser Rudolf alltäglich Recht zu sprechen und arm und reich stand es frei, vor seinem Stuhle zu erscheinen und seine Sache vorzubringen. Groß war stets der Andrang des Volkes, das sich auf dem Römerberg versammelte, um dem Einzug des Herrschers beizuwohnen und ihn mit brausenden Heirufen zu begrüßen; heute aber schien etwas ganz Besonderes erwartet zu werden, denn die Massen stauten sich bis hinunter an den Main und tief in die umliegenden Gassen, lösten sich auch nicht auf, trotzdem der Kaiser mit seinem Gefolge schon vor einer Stunde den Römer betreten hatte. War es doch kund geworden, daß heute ein Sohn der Stadt Frankfurt — des greisen Waffenschmieds Werner Hilleleschoven Einziger — der im Dienste der fürstlichen Abtei Fulda sich hohen Kampfesruhms erworben hatte, mit den von ihm gefangenen Raubrittern, den berüchtigten Ebersburgern und dem verschlagenen Giso von Steinau auf das Gebot des Kaisers heute in Frankfurt eintritt. Alle die Harrenden wußten nicht genug den jungen Landmann zu rühmen und von dessen Tapferkeit Wunderdinge zu erzählen. So konnte es nicht fehlen, daß sich ein ungeheurer Jubel erhob, als die Liebfrauenthore herab schmetternde Fanfaren erklangen und an der Spitze eines Föhleins Reiter in den Fuldischen Farben Welf Hilleleschoven in schimmernder Rüstung dahergehritten kam und am Eingangstor des Römers Halt machte. Neben dem jungen Führer der reißigen Schar waren es hauptsächlich die Gefangenen, welche die allgemeine Aufmerksamkeit erregten. Die Hände auf den Rücken gebunden, standen sie finster blickend inmitten der Reißigen, die Mühe hatten, sie vor dem Unwillen der Menge zu schützen. Schmährufe wie: „Viel Glück zur Hochzeit mit des Seilers Tochterlein!“ — „Jetzt geht's um euren Hals, Ihr Schelmknecchte!“ oder „Herr Rudolf wird mit scharfem Eisen den wilden Ebern ihre Hauer brechen!“ wurden laut, und immer bedrohlicher wurde der Lärm, so daß das Eingangstor hinter den Einziehenden geschlossen werden mußte. —

Ein kaiserlicher Herold empfing den Führer der Schar in der Vorhalle und führte ihn nebst den von den Wächtern umgebenen Gefangenen nach dem großen Saale, wo eine bunte Menge von Ritters, Rathsherrn und Volkes versammelt war, die ehrfurchtsvoll den Worten des Kaisers lauschte, der im Hintergrunde des Raumes, umgeben von seinem ritterlichen Gefolge, auf einem erhöhten Platze saß. Eben sagte der Herrscher zu den vor ihm stehenden Ältesten des Rates:

„Vielliebe und Getreue! So möget ihr in eurer Weisheit denn den rechten Mann zu eurem Oberhaupt erwählen, der würdig seines hohen Amtes ist. Ein Mann von wahrer deutscher Sinnesart, von klugem Geist und tugendhaften Sitten, der dem gemeinen Wohle seine ganzen Kräfte weihet — ein solcher Mann ist euch als Bürgermeister vorzuziehen und nur einen solchen werde ich mit kaiserlichem Briefe befehlen!“

Sich tief verneigend, ergriff der Älteste der Rathsherrn das Wort: „Wir haben schon gewählt, erhabener Herr! Mit Stimmenmehrheit ging aus der Urne der Name eines Mannes hervor, der alle jene Tugenden vereint. Der Rathsherr Burthard Limpurg ist ein Sohn der Stadt, sowohl mit irdischen Gütern reich gesegnet, wie auch mit einem klugen Sinn begabt. In seine Hände legen wir vertrauensvoll das hohe Amt!“

„Der Rathsherr Burthard Limpurg — er ist nicht unter euch?“ fragte der Kaiser.

„Als der von uns Erwählte blieb er heute unserem Kreise fern!“ antwortete der Sprecher des Rates.

„Das ist ja wohl derselbe Rathsherr Limpurg, der vor Jahren in die Gewalt der Ebersburger Ritter fiel und den ein kühner Söldner dann befreite?“ fragte der Kaiser weiter.

„Er ist's, erhabener Herr, und seinen Retter Welf Hilleleschoven kennt in Frankfurt jedes Kind.“

„Welf Hilleleschoven sagt ihr?“ Der Herrscher war sichtlich aufmerksam geworden. „Der Name ist mir nicht fremd! Von einem Welf Hilleleschoven ward mir berichtet, der sich als Feldhauptmann der fürstlich Fuldischen Abtei im Kampf mit jenen adeligen Räubern mit hohem Ruhm bedeckte! Deshalb berief ich ihn in meine Dienste.“

„Welf Hilleleschoven zählt zu Frankfurts Söhnen!“ bemerkte der Rathsherr stolz.

„Auch ohne dies besitzt er meine Gunst, noch ehe ich ihn von Angeficht gesehen!“ sagte Herr Rudolf und fuhr dann fort:

„Doch was die Wahl des Rathsherrn Burthard Limpurg anbelangt, so will ich diese wichtige Frage wohl erwägen und werde morgen um die gleiche Stunde kund tun, was ich beschloß.“

Die Rathsherrn verneigten sich ehrfurchtsvoll und traten zurück,

während der Kaiser an den hinter ihm an einem Tische sitzenden Kanzler einige Worte richtete.

In diesem Augenblick stieß der Herold, welcher Welf Hilleschoven in den Saal geleitet hatte, mit seinem Stabe dreimal auf den Fußboden und schritt mit seinem Zuge durch die rechts und links Platz machende Versammlung vor den Stuhl des Kaisers.

Welf Hilleschoven überließ ein seltsames Gefühl, als er dem gewaltigen Manne gegenüberstand, dessen blaue Augen ihn mit einem durchdringenden Blicke musterten. Es bewahrheitete sich ihm, was der Volksmund erzählte — die Persönlichkeit Rudolfs von Habsburg übte eine zwingende Gewalt auf jeden ihm Gegenüberstehenden aus, so daß man in ihm einen Gottbegnadeten erkannte, der zum Herrschen berufen war.

Einige Augenblicke fühlte sich Welf unter dem auf ihm ruhenden Adlerbilde besagen, dann erhob er frei das Haupt und erwartete mit einer ehrerbietigen Verneigung die Anrede des Herrschers.

Diesem schien der stattliche junge Kriegermann zu gefallen, denn ein wohlthuendes Lächeln umspielte seinen Mund, als er begann:

„Wenn mich nicht alles trügt, seid Ihr Welf Hilleschoven, von dem noch eben hier die Rede war?“ Und auf eine bejahende Verbeugung des Angeredeten hin, fuhr der Sprecher fort: „Seid mir willkommen, Welf Hilleschoven! Mit Freuden grüß ich Euch, den jungen Helden, von dessen wadren Taten ich so viel vernommen!“

„Mit Ehrfurcht nahe ich Euch, hoher Herr, und danke stolzen Mutes für die Gnade, die mir gewährt, vor Euer erhabenes Angesicht zu treten!“ erwiderte Welf bescheiden.

„Meinen kaiserlichen Dank Euch abzutragen, ließ ich Euch rufen!“ begann der Herrscher wieder. „So stelle ich es Euch denn frei, Euch eine Gnade zu erbitten!“

„Erhab'ner Herr — ich tat nur meine Pflicht, wie sie mein innerstes Empfinden mir gebot und das Bewußtsein, diese Pflicht erfüllt zu haben, trägt seinen Lohn in sich!“

„Fürwahr, mein lieber und getreuer Fürstbist Bertold hat Euch nicht zu viel gepriesen!“ versetzte der Kaiser mit dem Haupte nickend. Was aller Welt als Tugend gilt, das nennt Ihr Pflicht! Das ist die rechte deutsche Denkungsart, die jeglichem als Vorbild dienen sollte. Sie adelt Euch und macht Euch hoher Ehren würdig. Nehmt meinen kaiserlichen Dank entgegen — beugt das Knie.“

Von stürmischen Empfindungen durchwallt, gehorchte Welf dem Gebote. Sich erhebend, löste der Kaiser das an seinem Gürtel hängende breite Schwert, erhob dasselbe und sprach feierlich: „Kraft der von Gott mir verliehenen Gewalt, erteil ich Euch den Ritterschlag!“

Und dreimal die Schulter des Knienden mit dem Schwerte berührend, fuhr er fort: „Stehet auf, Herr Ritter Welf Hilleschoven — seid Eurem Kaiser ein getreuer Diener!“

Die so unerwartete hohe Ehrung wirkte auf Welf geradezu überwältigend. Was er in seinen kühnsten Träumen nicht zu hoffen gewagt hatte, wurde ihm hier durch die Gnade des Herrschers verliehen; weit über die von ihm erstrebte Höhe hinaus ging sein Flug in eine Sphäre, die ihn zu den Großen des Reiches gesellte. War dies alles Wirklichkeit oder nur ein schöner Traum? Aber er hörte die Zurufe der den Kaiser umgebenden ritterlichen Schar, die ihn zu seiner Erhebung beglückwünschte, sah die mächtigen Augen Herrn Rudolfs mit einem wohlwollenden Ausdruck auf sich gerichtet, und gewaltig sich fassend, erhob er sich, ergriff die ihm gebotene Rechte des Herrschers und drückte sie an seine Lippen.

„Laßt auch fürderhin die Pflicht Euch als das Höchste gelten,“ fuhr der Kaiser fort, „dann wird Euch meine Gnade niemals fehlen!“

Zurücktretend, ließ sich der Herrscher wieder nieder und gebot dem Neugeadelten mit einer Handbewegung, in die Reihe der Edelleute zu treten. Dann winkte er den Kanzler zu sich heran, nahm eine Meldung von diesem entgegen und wendete sich an die mit bleichen Gesichtern inmitten ihrer Wache stehenden gefangenen Raubritter.

„Euch aber treffe des Gesetzes Schwere mit ihrer ganzen Wucht! Uneingedenk der menschlichen und göttlichen Gebote habt ihr die edlen Namen eurer Väter freventlich geschändet! Zum Himmel schreien eure Missetaten, die zu begehen sich der wilde Sarazene scheuen würde und während ihr euch gläubige Christen nennt, habt ihr im Wüten gegen eure Nächsten jeder Menschenwürde Hohn gesprochen. Wer aber sich zum wilden Tier erniedrigt und voller Gier nach Blut und Mord das Land durchstreift, der darf nicht Gnade bei den Menschen hoffen. Dem Richter über Tod und Leben seid ihr verfallen — bereitet euch vor seinen Stuhl zu treten.“

9. Ausklang.

Drückte schon die Anwesenheit des Kaisers dem öffentlichen Leben der alten Reichsstadt einen Stempel auf, indem sie dasselbe viel lebhafter als in gewöhnlichen Zeiten erscheinen ließ, so hatte die Einbringung der gefangenen Ebersburger Raubritter durch Welf von Hilleschoven und die dem jungen Helden durch den Kaiser

gewordene hohe Ehrung überall die freudigste Begeisterung erregt und den unerschöpflichsten Gesprächsstoff geliefert. In den Schenken und Kunststuben, auf den Märkten und in allen Gassen, — überall hallte das Lob des neugeadelten jungen Landsmannes wieder, dessen Waffentaten im Volksmunde zur Riesengröße herangewachsen und dem jedermann seine glänzende Laufbahn vorhergesagt haben wollte. Viele schätzten es sich zur hohen Ehre, mit Welf Hilleschoven in früheren Zeiten Umgang gepflogen zu haben; selbst in den Kreisen der Patrizier erinnerte man sich plötzlich, daß man dem ehemaligen jungen Söldnerführer stets sehr gewogen gewesen war und daß der hohe Rat die Absicht gehabt hatte, ihm einen der ersten Führerposten bei der Streitmacht der Stadt zu übertragen. Diese Absicht wäre nur deshalb nicht verwirklicht worden, weil Welf Hilleschoven in die Dienste der fürstlichen Abtei Fulda getreten war. Als Welf nach der ihm heute morgen gewordenen Ehrung den Römer verlassen wollte, um seinen guten Vater aufzusuchen, wurde er von den Herren des hohen Rates umdrängt, die ihn mit Glückwünschen und Freundschaftsbeteuerungen überhäuften, so daß sich seine gehobene Stimmung noch steigerte. Er hatte gar keine Ahnung davon gehabt, daß ihm in seiner Vaterstadt so viele herzliche Freunde lebten und war stolz darauf, daß die vornehmsten Männer der Stadt, die ihm früher nur mit Herablassung begegnet waren, sich jetzt auf einmal gebärdeten, als wäre er von jeher ihresgleichen gewesen. In seiner Unschuld dachte er nicht daran, daß er alle die Freundschaftsversicherungen nur der ihm zuteil gewordenen Gunst des Kaisers verdankte; mit dem Günstling des Kaisers wollte sich ein jeder auf guten Fuß stellen, war es doch bekannt geworden, daß der Herrscher den tapferen Kämpen für seinen persönlichen Dienst bestimmt hatte, so daß dieser stets in der Nähe des Gewaltigen weilte. Erst sein Vater, der nach langer Trennung den Sohn in inniger Bewegung in die Arme schloß, klärte ihn nach der ersten Wiedersehensfreude über die eigentlichen Beweggründe der so plötzlich erwachten Freundschaftsgefühle der vornehmen Herren auf, und Welf mußte dem weltflüchtigen Manne recht geben, aber sein Selbstbewußtsein wurde dadurch nicht herabgestimmt, vielmehr hob sich dasselbe und erfüllte ihn mit der frohen Zuversicht, daß ihm auch das so lang ersehnte Herzensglück beschieden werde. —

(Schluß folgt.)

So ein Wiedersehen!

Von Paul Blis.

(Nachdruck verboten.)

Wenn die wirklichen Herbststürme über diese beste aller Welten hinwegfegen und den Reigen der dünnen Blätter bunt durcheinandervirbeln, dann ist es an der Zeit, daß jeder sogenannte anständige Mensch daran denkt, sich einen wärmenden Mantel zurechtzulegen, um dem kommenden Winter beruhigt entgegenzusehen zu können.

So fand denn auch ich einen barmherzigen Schneider, der zu meinem Talent so viel Vertrauen hatte, mir einen soliden und eleganten Winterüberzieher pumpeweise zu liefern.

Stolz und ach, so behaglich, ging ich, angetan mit meiner neuen „Pelle“, über die Straße; meine Bekannten grüßten mich mit einer leisen Ironie, indem sie das neue Kunstwerk bewunderten; manch boshaftes Lächeln sah ich, und manche indiscrete Frage nach Art und Herkunft des Mantels mußte ich geduldig — als höflicher Mensch — ertragen, ja, ein sehr witziger Freund fragte mich: „Hat denn dieser leichtsinnige Schneider keine Familie, an die er zu denken hat?“ — Kurz, mein Mantel wurde soviel bestaunt und mit so neidischen Blicken bewundert, daß ich nun erst recht stolz wurde, so ein Wunderwerk zu besitzen, und insollgedessen — um all die lieben Freunde zu ärgern — noch selbstbewußter auftrat und keine Gelegenheit vorübergehen ließ, das Kunstwerk meines guten Schneiders — dem der Himmel ein langes Leben schenken möge! — zur Schau zu tragen.

Eines Abends gehe ich in ein Gasthaus, um mich an einem guten Schoppen zu laben. Vorsichtig, wie man im Herbst mit seinem Mantel sein muß, hänge ich mein neues Besitztum unmittelbar neben meinen Platz an einen Haken und vertiefe mich in das Studium meiner nächsten Umgebung.

Plötzlich tritt ein Mann ein, der einen braunen Mantel trägt. Ich staune ihn an, — weniger den Mann als den Mantel; — meine Blicke sind wie gebannt, denn plötzlich leimt in mir die Gewißheit auf: dieser Kerl dort, dieser Mensch mit dem unsympathischen Aussehen, der trägt deinen alten Mantel!

Ich kann mich täuschen, gewiß, denn sicherlich gibt es Hunderte brauner Mäntel gleichen Aussehens, — aber der meinige hatte einen so eigenartigen Schnitt, daß ich ihn auch unter Hunderten wohl wiedererkannt hätte, — doch, wie gesagt, ich kann mich ja trotzdem täuschen.

Nun setzt sich der Kerl — ausgerechnet an meinen Nebentisch — er zieht den Mantel aus und hängt ihn unmittelbar neben dem meinigen auf, — das braunfarierte Futter sieht mich an, — und nun, nun erkenne ich meinen alten Mantel mit tödlicher Sicherheit wieder, denn in der rechten Ecke des braunen Futters entdecke ich sofort jenen talergroßen hellen Fleck, den mir einst die ägende Säure eines chemischen Freundes beigebracht hat; ich habe mich also nicht getäuscht.

Ein Gefühl unendlicher Wehmut überkommt mich. Nun hängt dort mein alter unmittelbar neben meinem neuen Mantel. — O, wenn sie reden könnten, diese leblosen Dinge. Was für Geschichten würde da der alte dem neuen erzählen. — Und ich danke meinem Schöpfer, daß sie nicht reden können. Mein lieber, alter, brauner Mantel, was habe ich alles mit dir durchgemacht.

Auch du sahst einst so stolz und elegant aus wie dein neuer Nachbar, — auch du warst einst auf Pump geliefert, und dein Erzeuger war ein guter Mensch, denn er litt, ohne zu „klagen“, — auch du bist einst angestaunt worden von den neidischen guten Freunden, — und dennoch war auch dein Dasein ein beschränktes, — der ewige Kreislauf aller Dinge — Werden und Vergehen.

Es zuckt mir in allen Fingern. Gar zu gern möchte ich meinen alten Freund ein wenig streicheln, oder mal meinen Kopf an das weiche, schöne Futter anlehnen, — aber nein, es geht nicht, — der ekelhafte Kerl nebenan stört mich, — diese stahlgrauen, harten Augen, die mich so von der Seite her anstarren, sie erschrecken mich förmlich, — es geht nicht, ich wage es aber nicht.

Mein Herr Nachbar beginnt zu essen. Brr! Ein Schauer rinnt mir den Rücken herunter, — der Kerl ist mit dem Messer, und den Knochen des Kottlets nimmt er in die Hand und nagt ihn ab. Und in solcher Gesellschaft muß mein geliebter alter Mantel geraten! — Es tut mir in der Seele weh.

Ach, und wie ich se

nun da beide nebeneinander hängen sehe, den alten und den neuen, da ist es mir fast, als hätte ich den alten lieber als den neuen, so stolz ich auf mein neues Wunderwerk bin, — aber der neue ist eben noch zu neu, ich fühle mich noch nicht vertraut und

heimisch mit ihm, während der alte mir drei lange und schwere Winter hindurch treue Dienste geleistet hat, — und in ihm habe ich gelebt und gelitten, — ihn habe ich angezogen, wenn das Zimmer kalt war und der Kohlenlieferant nicht mehr pumpen wollte, — ihn habe ich getragen, als ich zum ersten Male mit meinem blonden Vottchen durch den stillen Tiergarten ging, der in winterlicher Einsamkeit uns seine ganze Schönheit zeigte, — er ist mir kein totes Ding mehr gewesen, er hat teilgenommen an meinen Leiden und Freuden.

Und nun in solchen Händen, — das tut wirklich weh.

Warum mußte ich ihn damals auch verkaufen!

Noch weiß ich den Tag genau, — es war am 1. Mai. Ein Tag voll Sonnenschein und Vogelsang; ein Himmel so blau und klar, wie er nur verliebten Leuten strahlen kann; und Blumenduft und saftstrotzendes junges Grün, und lachende frohe Menschen, wohin auch das Auge blicken mochte. Und da kam das kleine Vottchen angejault, mit Springen und Tralla, lustig wie immer.

Jauchzend rief sie: „Schau, ich hab' da drüben einen Gut gesehen, den muß ich unbedingt haben! Komm, kaufen wir ihn! Er kostet nur sechzehn Mark!“

Mit wehmütigem Lächeln sah ich sie an, sagte gar nichts und zeigte ihr nur meinen Geldbeutel mit sechs Mark Inhalt.

Sie aber meinte lachend:

„Nun ja, der Anfang ist ja schon gemacht! Sechs Mark sind da, also werden sich die andern zehn wohl auch noch finden!“

„Woher?“ fragte ich nur kurz.

Nun aber wurde sie kribbelig.

Nervös rief sie: „Woher? Mein Gott, du wirst doch diese lumpigen zehn Mark noch aufstreiben können!“

„Sag' mir aber nur, woher?“

„Nun, im schlimmsten Falle versehen wir eben etwas!“

Und dann jubelnd: „Halt, ich hab's! Wir versehen deinen alten Wintermantel!“

„Denk' ja nicht daran!“

„So?“

Aber weshalb denn nicht?! —



Eine Kirchenruine im Kampfgebiete der Somme.



Von der deutschen Heeresverwaltung seit kurzem angeschaffte Kreuze aus Beton für Soldatengräber. (Mit Text.) (Benferr Generalstab.)



Munitionszufuhr für ein englisches 38-cm-Geschütz an der Westfront. (Mit Text.) (Benferr Generalstab.)

heer
 An d
 nstf
 bis an
 Der C
 lochflä
 brachte
 zur Exp
 Auch
 berichte
 ten ins
 Nichts
 An
 Die G
 unterf
 noch der
 von Mach
 lag eine
 und Rum
 Karpathe
 Händen d
 raffab-sch
 Feinde m
 zur Dehu
 operation
 lationssof
 Augen
 länfchen
 mänen du
 lare zu bel
 Sutaroff v
 lieber die
 hungen im
 will eine
 Ser über
 marfchirt,
 falls auch
 made die
 heimlich,
 folgen fönn
 bette, sei b
 Bern, f
 Lege Rum
 Behaue
 leilig Rum



Die von den Rumänen befreite siebenbürgische Hauptstadt Hermannstadt.



Graf Szürög, österr. Ministerpräsident.
(Mit Text.)
Welt-Fot.-Komp., Wien.

Willst du ihn etwa als Mottenfutter im Spind hängen lassen? Na kurz und gut, — nach einer Viertelstunde war so ein Tröddler



N. u. I. Gebirgshaubige auf dem Balkankriegsschauplatz.

da. Ein kleiner, dider Kerl, der mit seinen diden, roten Fingern meinen lieben, alten Mantel aufhob, ihn mit prüfenden Augen aufs genaueste untersuchte, auch die Knopflöcher betastete und das Futter befühlte, um diesen dann, geringschätzig die Achseln zuckend, wieder hinzulegen mit der Bemerkung: „Hat nicht viel Wert für mich.“
Ich wollte auffahren vor Wut, aber Lottchen raunte mir zu: „Laß mich nur machen.“



Flieger-Vizefeldwebel Windisch. (Mit Text.)

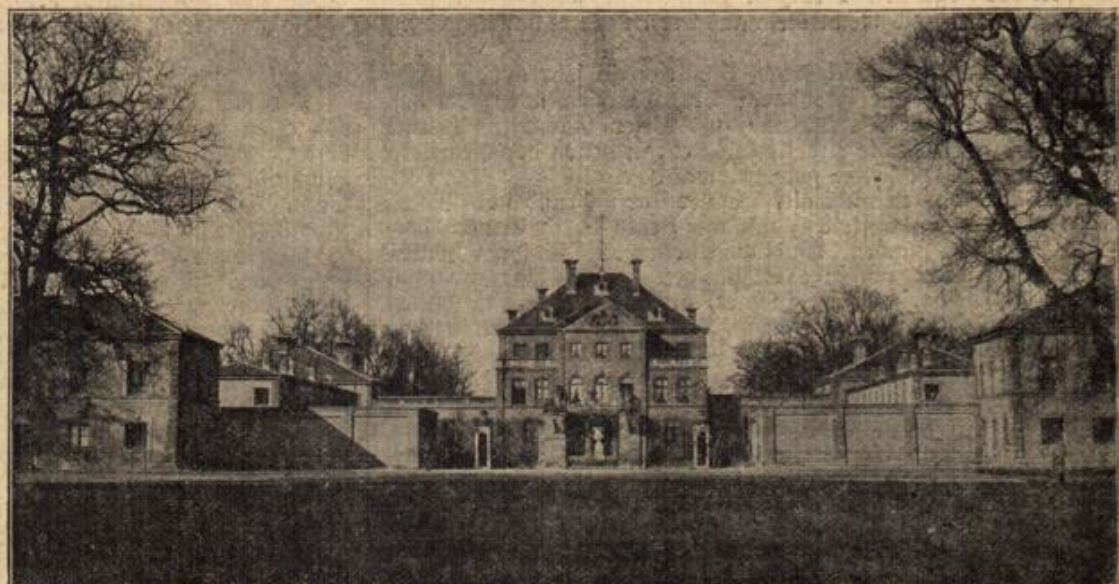
Zum nächsten Winter mußt du doch einen neuen haben!“
„Ich dachte, ich könnte den alten noch ein Jahr tragen“, be-

sprachlos war; zweimal ging der biedere Tröddler hinaus, zweimal kam er wieder, und



Kapitänleutnant Otto Herfing.
(Mit Text.)

merkte ich schüchtern.
„Denkst du? — Nun, wie du meinst, aber das kann ich dir sagen, ich geh' dann nicht mit dir aus!“



Schloß Fürstenried, wo der unglückliche König Otto von Bayern in geistiger Annachtung die letzten dreißig Jahre seines Lebens verbrachte.
Das weltabgelebene Schloß liegt dreiviertel Stunden von München entfernt inmitten des großen Fürstenrieder Parks.

beim dritten Male bezahlte er endlich fünfzehn Mark, die Lotte verlangt hatte. — Jubelnd nahm sie die fünf Taler und lief hinüber zur Fußmacherin.

Mir war, als hätte man mir etwas hinausgetragen, das ich mein Lebtag nicht würde verschmerzen können.

Schon zehn Minuten später war die kleine Hexe wieder da, und auf ihrem Köpfchen prangte das düstigste Hütchen, das ich je im Leben sah.

So wurde aus meinem alten Mantel ein neuer Sommerhut.

Während der letzten Viertelstunde habe ich dagesessen wie im Traum, hab' auf nichts von meiner Umgebung geachtet und nur meinen alten Träumereien nachgesonnen, die wieder ein Stüdchen heiterer und wehmütiger Vergangenheit wachgerufen haben.

Der erste Blied gilt meinem Nachbar.

Poh Blied, was seh ich! Der Kerl ist fort!

Der zweite Blied gilt meinem Mantel!

Doch was ist das? Der alte hängt ja noch!

Ja, wie geht denn das zu?!

Plötzlich tagt es bei mir: Hilf, Himmel, mein neuer Mantel ist fort! Der Kerl nebenan hatte den alten dagelassen und meinen neuen dafür mitgenommen!

Ich schlage die Kellner laufen zusammen. Der Wirt kommt. Ein lustiges Hin und Her von Fragen und Antworten. Natürlich resultatlos, denn keiner kennt den fremden Menschen.

Schließlich meint der Wirt: „Ich verstehe nur nicht, daß Sie nichts davon gemerkt haben, Sie haben doch dicht dabeigesessen!“

Ich wurde rot. Der Wirt hatte ja recht.

Endlich zog ich meinen alten Mantel wieder an und ging geknickt nach Hause.

Als ich daheim ankam, saß gerade die Lotte am Schreibtisch.

Da sah die kleine Hexe auf und ließ ihre kugeligen Blicke über mich hingleiten. — Naßloses Erstaunen.

„Ja, um Gotteswillen, was ist denn jetzt das!“ kicherte sie.

Traurig, wehmütig beichtete ich dann alles.

Aud sie lachte, lachte aus vollem Halse und rief: „So ein Wiedersehen!“

Ich aber, ich dachte an den guten, vertrauensvollen Schneider. Armer Mann!

Kaninchenzucht, Mittel gegen die Landflucht.

Von Ida Wegner.

(Nachdruck verboten.)

Wenn ich heute meine Feder im Interesse der Kaninchenzucht ansehe, so geschieht es nicht etwa, um dem Grundbesitzer klarzumachen, daß für ihn keine andere Zucht einen so großen Reingewinn, wie die der Rassekaninchen abwirft — wie dies heute ja vielfach getan wird —, sondern nur um darauf hinzuweisen, daß die Kaninchenzucht mir recht geeignet erscheint, ihrerseits auch einen nicht unbedeutenden Teil zur Steuerung der Landflucht beizutragen.

Hin und wieder hat der eine oder andere Arbeiter wohl schon immer Kaninchen gehalten, aber von einer zielbewußten Züchtung kann wohl unmöglich die Rede sein, denn dazu fehlten den Leuten einerseits das Interesse und andererseits das Verständnis. In der vorwiegenden Mehrzahl wurden sie wohl der Kinder wegen gehalten, und wenn diese aus der Schule entlassen waren, wieder abgeschafft.

Bekanntlich fesselt nichts den Menschen so sehr an die ländliche Scholle, wie die Freude an dem Wachsen und Gedeihen von Pflanzen und Tieren, und aus dieser Erkenntnis heraus entstehen auch wohl die Arbeiterkolonien, in denen den Arbeitern beides im reichsten Maße gewährt wird.

Nun aber können nicht alle Besitzer ihren Grund und Boden in solche Kolonien aufteilen, um die Leute durch Erwerb derselben festhaft zu machen. Wohl aber stellen auch sie ihren Leuten große Gärten und reichliche Stallungen zur Verfügung, damit sie sich Schweine, Ziegen, Hühner, vielfach auch Gänse halten können — aber an das Kaninchen, das so recht für den kleinen Mann geschaffen ist, denkt niemand.

Daher möchte ich mit nachfolgenden Zeilen Propaganda für diesen Erwerbszweig machen. Nicht allein, daß die Kaninchen der Fleischnot in eigenen Haushalt ein plötzliches Ende bereiten, sondern sie sind auch heute ein vielbegehrter Konsumartikel, der gut bezahlt wird. Zahlte man z. B. in Berlin für ein Wildkaninchen schon eine Mark bis eine Mark und fünfzig Pfennig in Friedenszeiten, so kann man für ein zahmes, das doch bedeutend größer ist, doch wesentlich mehr erzielen, so daß ein bedeutender Reingewinn pro Jahr bei zielbewußten Züchtern nicht so selten ist. Und die Kosten der Pflege und Haltung eines mittleren Stammes sind so niedrig, daß sie sich in vielen Fällen fast gar nicht berechnen lassen. Nehmen wir als Beispiel einen ländlichen Arbeiter, der

sehr wohl in der Mittagszeit und in den Abendstunden die wenige Arbeit verrichten kann, die die Zucht erfordert, und diese fast ausschließlich mit den Abfällen des Hauses ernähren kann.

Das Kaninchen ist äußerst genügsam und frisst alles, was sich anderweitig nicht mehr verwerten läßt. Das erforderliche Gras findet sich in Hülle und Fülle an Wegrainen und hinter den Wirtschaftsgebäuden und kann schon von halbwüchsigen Kindern geholt werden, denen dadurch leicht, aber sicher Liebe und Fürsorge für Tiere in das Herz gepflanzt wird. Aber nicht allein als Sommerfutter liefern Wegraine, Grabenränder usw. dem Züchter die nötige Nahrung, sondern man kann sich auch genügende Mengen hiervon trocknen und als Winterfutter aufbewahren, denn der liebe Sommer ist mit seinen Gaben so freigebig, daß man sehr wohl genügende Mengen aufbewahren kann.

Dazu kommen dann im Winter Futter- und Mohrrüben und der so sehr beliebte Grünkohl, der auch für die Kaninchen eine Delikatesse bedeutet. Ferner Kartoffel- und Apfelschalen und alles das, was die Hühner schon lange verschmähen.

Wenn man außerdem noch bedenkt, daß das Halten von Kaninchen auch einen sichtlich Gewinn insofern bringt, daß es die Arbeiterfamilien an Ordnung und Sparsamkeit gewöhnt, in ihnen den Sinn für Häuslichkeit und Liebe zur Natur weckt und in den — wenn auch fargen — Ruhestunden eine angenehme und vor allen Dingen gewinnbringende Beschäftigung gewährt, so kann man sie mit gutem Gewissen zur Kaninchenzucht anhalten, und die Zeit wird sicher einst kommen, wo sie es dem Besitzer danken werden, der sie zur Zucht anpflanzte. Ist es dem Besitzer aber erst gelungen, Liebhaber für die Kaninchenzucht unter seinen Leuten zu finden, und lernen sie sie erst kennen, dann werden sie die Kaninchenzucht sehr bald verstehen und schätzen lernen und den klingenden Überschuss sehr wohl zu würdigen wissen.

Nun sei aber allen Anfängern bei Beginn ihrer Arbeit Geduld gepredigt, wenn die Zucht zum Nutzen und zur Freude, anstatt ins Gegenteil umschlagen soll.

Viele Züchter machen nun den Fehler, sobald sie Gefallen an der Kaninchenzucht gefunden haben, daß sie glauben, alle Rassen halten zu müssen, und ersten dann natürlich Schaden statt Nutzen. Dies ist entschieden ein großer Fehler!

Jeder Züchter sollte es sich zur Richtschnur machen, nur immer eine Rasse zu halten, und der sichere Erfolg wird sich schon einstellen. Dem Anfänger ist ferner zu raten, seine Zucht niemals mit Jungtieren anzufangen, sondern zuchtreife Tiere einzustellen. Der etwas höhere Preis, den er für diese anlegen muß, wird durch sie sehr bald eingebracht.

Die Jungtiere des zeitigen Frühjahr sind auch hier die besten, darum muß darnach gestrebt werden, schon im März, April die ersten Jungtiere im Stall zu haben, die natürlich gut gepflegt werden müssen. Nach dem Werfen muß das Nest untersucht werden, und man darf der Hsin, wenn es eine große Rasse ist, nicht mehr vier Stüd lassen, sollen sie sich zu kräftigen Tieren entwickeln. Ist es aber eine kleine Rasse, so kann man ihr sehr wohl sechs bis acht Junge lassen. Der Mutter tut nun eine gute Pflege not, und muß sie in der Zeit, da es noch kein Grünfutter gibt, des öfteren etwas süße Milch bekommen. In einem Alter von drei Wochen fressen die Jungen schon alles Futter mit; Grün- und Körnerfutter bekommt ihnen ganz vorzüglich.

In Frankreich, England und Belgien betreibt man die Kaninchenzucht schon jahrzehntelang mit großem Nutzen, und es ist sehr zu wünschen, daß es auch bei uns so weit kommt.

Der Nährwert des Kaninchenfleisches steht erwiesenermaßen von allen unseren Haustieren an erster Stelle. Denn es weist 32,5 % Nährwert auf, gegenüber 27 % des Schweinefleisches. Hühnerfleisch, das im Geschmack dem Kaninchenfleisch sehr nahe kommt, hat nur 20 %, Rindfleisch 24 % und das so sehr teure Kalbfleisch nur 23 %.

Das Kaninchenfleisch läßt sich zu äußerst schmackhaften Speisen herrichten, und lasse ich am Schlusse dieser Arbeit verschiedene Rezepte folgen, die gewiß den Beifall der Züchterhausfrauen haben werden, denn sie sind erprobt und, wo einmal gekostet, mit großem Beifall aufgenommen worden.

Das Deutsche Reich zahlt nicht allein jährlich dem Auslande viele Millionen für Eier und Geflügel, sondern auch rund drei Millionen für Kaninchenfelle. Da sieht man, was das Ausland aus der Kaninchenzucht herauswirtschaftet — und was dieses kann, sollten wir nicht auch können?

Die Zucht beginne man nur, wie bereits oben erwähnt, mit durchaus zuchtreifen Tieren aus einem gesunden Stall und hüte sich vor einem überfüllten Stall. Denn nichts ist den Tieren gefährlicher, wie ein Einspferchen in zu enge Räume. Tritt hier eine Krankheit auf, dann ist nicht selten der ganze Bestand gefährdet.

Zuchttiere müssen immer einzeln untergebracht werden. Ein solcher Zuchtstamm muß mindestens einen Meter Länge,

einen Meter Tiefe und mindestens dreiviertel Meter Höhe haben. Junge Tiere, die man aber mindestens acht Wochen bei der Fästin lassen soll, kann man später ganz gut in Rudeln von sechs bis zehn Stück in entsprechend großen Räumen unterbringen.

Geräumige, helle, lustige, möglichst sonnige, aber zugfreie und trodene Stallungen sind auch den Kaninchen Lebensbedingung und sind unbedingt erforderlich zu einer gedeihlichen Entwicklung, die dann auch den erwünschten Erfolg nicht vermissen läßt.

Der Landarbeiter hat aber immer auf seinem Hofe ein Plätzchen frei, auf dem er sich von Brettern einen Etagenstall bauen kann, der mit geteilter Dachpappe umgeben allen Witterungseinflüssen troht. Die Tür, die im Sommer nur aus einem Rahmen mit Maschendraht besteht, kann im Winter zweckmäßig aus Holz mit einer nicht zu kleinen Glascheibe hergestellt werden. Im Notfalle genügen sogar passende Kisten, die auf- oder nebeneinander gestellt und zweckmäßig für die Tiere hergerichtet werden können.

Für den Anfänger kommt selbstverständlich eine Rasse in Betracht, die schnell wächst, beste Maßfähigkeit besitzt und äußerst anspruchslos ist. Alle diese Eigenschaften setzen eine gute Gesundheit voraus; denn nur ein Tier, das die nötige Lebenskraft besitzt, kann leistungsfähig und produktiv sein.

Es können also nur Rassen in Frage kommen, die sich in kürzester Zeit körperlich hoch entwickeln, also möglichst groß werden und, um der Maßfähigkeit Rechnung zu tragen, viel festes Fleisch ansetzen. Ferner solche, die in bezug auf Wartung und Pflege außer regelmäßiger rationeller Fütterung und ordentlicher Stallreinigung keine weiteren Ansprüche erheben.

Als solche ausgesprochenen Fleischlieferanten gelten deutsche, das russische und das belgische Riesenkaninchen, sowie das französische Widderkaninchen. — Diese Tiere sind alle schnellwüchsig und erreichen ein Gewicht von sechs bis sieben Kilo. Ein Gewicht, das sich annehmen läßt.

Hat man nun von einem Zuchtpaar im Laufe des Jahres vier Würfe mit durchschnittlich fünf Jungtieren, die im schlachtreifen Alter von fünf bis sechs Monaten auch nur sechs Pfund pro Stück wiegen sollten, so hat man über einen Zentner Fleisch mit äußerst geringen Kosten produziert, von dem die Familie einen Teil selbst verbraucht und den andern zu guten Preisen jederzeit absetzen kann.

(Schluß folgt.)

Unmöglich gemacht.

Einer unserer gefeiertsten Pianisten hatte von dem großherzoglichen Hofe zu X. die Aufforderung erhalten, sich zu einer Reihe von Gastspielen daselbst einzufinden. Gern folgte der Künstler dem ehrenvollen Rufe, denn der Großherzog sowohl wie seine Gemahlin waren als gediegene Musikkenner bekannt, und so ließ sich immerhin erwarten, daß auch ihr Hof und die vornehme Gesellschaft der Residenzstadt Kunstverständnis besitzen würden.

Der Pianist sagte zu und erschien am ersten Konzertabend pünktlich in dem schönen Saale, wo die Gastspielserei stattfinden sollte. Ein großes und sehr elegantes Publikum war anwesend und die großherzogliche Familie samt den Hofleuten hatte die vordersten Plätze eingenommen. Als der Konzertgeber zu spielen begann, herrschte eine so feierliche, vollkommene Stille, daß man die sprichwörtliche Stednadel hätte können zur Erde fallen hören.

Das änderte sich leider, als der Gast nur erst eben mit der Eingangsnummer fertig geworden war. Eine auserlesene feingekleidete Dame benutzte die kurze Pause, um den in Licht gebadeten Raum zu betreten. Mit hochehrhobenem Haupte und majestätischer Haltung schritt sie, untertänig grüßend, an dem großherzoglichen Paare vorüber und setzte sich auf den einzigen noch leeren Stuhl inmitten der Hofgesellschaft. Und nun trat die oben erwähnte Änderung ein: kaum berührten des Künstlers Finger die Tasten, als auch die eben gekommene Dame sich an ihre Nachbarin wendete und ein, wie es schien, sehr fesselndes Gespräch mit ihr begann. Die Stimme der zweiten Dame war nicht zu hören, sie antwortete mehr durch Gebärden und zierliche Handbewegung, die Zuspätkgekommene dagegen hielt offenbar die Musik nur für ein lästiges Geräusch, das man am besten

überhören müsse und plauderte um so lauter, je mehr der Pianist sich anstrenzte, ihre schrille Stimme in seinen Tönen zu ertränken. Dieser erfolglose Kampf brachte ihn dermaßen aus der Fassung, daß er plötzlich zu spielen aufhörte.

Sofort erhob sich aus der bestürzten Menge der fürstliche Herr und näherte sich dem wie vernichtet dastehenden Musiker. „Ihnen ist doch nicht unwohl geworden?“ erkundigte er sich teilnehmend.

Der Angeredete sprang auf, verbeugte sich und stammelte verwirrt: „O, ich bitte tausendmal um Entschuldigung! Ich muß freilich gestehen, daß ich nicht daran gewöhnt bin, zu spielen, wenn gesprochen wird. Daher kam es, daß ich den Faden verlor. Ich hoffe, daß, wenn ich erst mehrmals hier gespielt habe —“

„Ich bin überzeugt, daß man Sie nicht weiter stört, unterbrach ihn der Großherzog und heftete dabei unter scharf zusammengezogenen Brauen einen ausdrucksvollen Blick auf die Ruhestörerin. Obgleich diese Unterredung nicht laut geführt worden war,

so hatte sie doch bei der so plötzlich eingetretenen Totenstille jede Seele in dem weiten Saal deutlich verstanden, auch die zu spät gekommene Hofdame. Die Folge war, daß, als jetzt der fremde Künstler das unterbrochene Stück noch einmal von vorn anfang, kein Laut ihn mehr störte.

Sobald nun das Konzert sein Ende erreicht hatte, wurde dem Pianisten die Botschaft überbracht, daß der Großherzog ihn zu sprechen wünsche.

Er erwartete einen Tadel für seinen Mangel an Selbstbeherrschung und folgte daher diesem Befehle so recht von Herzen widerwillig. Wie angenehm überrascht war er aber, als der hohe Herr ihm nicht nur das höchste Lob für sein Spiel spendete, sondern ihm danach auch mit den Worten die Hand reichte: „Ich muß Ihnen außerdem meine besondere Anerkennung aussprechen für den Mannesmut, mit dem Sie einer bösen Unsitte hier entgegenzutreten wagten. Die Dame, die Sie störte, ist gänzlich unmusikalisch und nahm für sich das Vorrecht in Anspruch, jede musikalische Aufführung totzuplaudern. Da sie hier das Amt der Zeremonienmeisterin bekleidet, wagte niemand, ihr diese Unart zu verweisen, auch ich und meine Gemahlin nicht. Sie ist aber eine solche Erztirannin, daß wir alle sie um jeden Preis loswerden möchten. Da sie nun heute angefangen hat, das Hofes und der Residenz eine solche Rüge empfangen hat, wird sie ohne Zweifel selbst einsehen, daß sie sich für ihren Posten unmöglich gemacht hat und wird um ihre Entlassung einkommen. Und das verdanken wir Ihnen.“

Der Großherzog hatte sich nicht verrechnet. Die „Erztirannin“ legte ihr Amt nieder. Der Hof seufzte erleichtert auf. Der fremde Gast, der das Werkzeug dazu gewesen war, wurde zum Hofpianisten des Großherzogs ernannt.

E. D.

Hindenburg.

Du bist der Mann, auf den voll Reid
Albdeutschlands Feinde schauen,
Du bist das Schwert, auf dessen Schneid
Wir bauen und vertrauen.

Du bist der Ritter unberzagt,
Der Rittwen rächt und Waisen,
Du hast das Herrlichste gewagt,
Du starker Held von Eichen!

Du bist die zweite feste Burg
In diesem bösen Kriege,
Denn unser Gott und Hindenburg
Verhelfen uns zum Siege!

Johanna W. Pantan.

Unsere Bilder

Einer der österreichisch-ungarischen Donaumonitore, die im Kampf gegen Serbien und in dem jetzigen Feldzug gegen Rumänien sich durch ihre hervorragende Tapferkeit und ihr kühnes Vorgehen auszeichneten. Sie beherrschen den größten Teil der zwischen Bulgarien und Rumänien fließenden unteren Donau bis in die Nähe von Cernavoda, wie die Rumänen anlässlich ihres verunglückten Donauübergangs bei Rahova zu ihrem Nachteil erfuhren. Denn die Donaumonitore zerstörten die aus Pontons hergestellte rumänische Landungsbrücke, bevor die Artillerie auf das bulgarische Ufer befördert werden konnte, und die Vernichtung von 10—15 rumänischen Bataillonen war die Folge dieser Kriegstat. Auch bei Corabia lieferten die Donaumonitore einen Beweis ihres Nutes, indem sie die dortigen Ver-

Begierbild.



Der Förster ist heute weit weg, da können wir spazieren gehen!

leidungsanlagen niederbrannten, dann in den rumänischen Hafen einbrachten; die Hafenanlagen zerstörten und die dorthin gestrichelten bewaffneten russischen und rumänischen Dampfer sowie eine Reihe von Schleppern und Vorratsschiffen versenkten. Gleichzeitig eroberten sie neun österreichisch-ungarische Schlepper zurück. Ihre letzte Heldentat war die Einnahme der Donauinsel Perina zwischen Nitopol und Evislov, deren Besetzung durch bulgarische Truppen eine Bedrohung Butarests bedeutet.

Von unserer Heeresverwaltung seit kurzem angeschaffte Kreuze aus Beton für Soldatengräber. Diese Denkmäler zeichnen sich an Stelle der bisher verwendeten Holzkreuze durch außerordentliche Haltbarkeit und Billigkeit aus. Der Preis für ein Kreuz beträgt nicht mehr als 8—10 Mark und ist bereits eine sehr große Anzahl an der Westfront aufgestellt worden.

Die Munitionszufuhr für ein englisches 38-cm-Geschütz an der Westfront. Welche Umstände der Maschinerie dazu gehört, um die modernen Riesengeschütze zu ihrer Verwendung zu bringen, zeigt deutlich unser Bild. Erst muß, um das Geschütz selbst an Ort und Stelle zu bringen, der Boden entsprechend fest untergebaut sein. Meist werden diese schweren Geschütze auch auf Schienenwegen in die beabsichtigte Stellung gefahren und dort eingebaut. Dann gehört eine besondere Anlage dazu, um die viele Zentner schweren Geschütze in die Rohre einzuführen; wir sehen hier auf unserem Bilde eine primitive Hebeforanlage, die diesem Zwecke dient.

Kapitänleutnant Otto Herzig, der mit dem Pour le mérite ausgezeichnete U-Bootskommandant. Er fuhr als erster U-Bootsführer am 25. April 1915 mit U 51 von Wilhelmshafen durch die Straße von Gibraltar nach den Dardanellen, die er am 25. Mai 1915 erreichte. Innerhalb der ersten zwei Tage nach seinem Eintreffen torpedierte er dort die beiden britischen Kriegsschiffe „Triumph“ und „Rajestic“. Seitdem hat er sich besonders im Mittelmeer als U-Bootsführer ausgezeichnet.

Karl Graf Stürgkh, österreichischer Ministerpräsident, wurde in Wien von einem politischen Fanatiker erschossen. Überpannte politische Anschauungen und Reizbarkeit scheinen den Täter zu der Tat getrieben zu haben. — Sein Opfer fand seit 1911 an der Spitze des österreichischen Ministeriums. Bereits im Oktober 1911 hatte ein dalmatinischer Sozialist im Reichsrat fünf Schüsse gegen Stürgkh abgefeuert, von denen ihn nur einer leicht am Arme streifte. Graf Stürgkh war ein Gegner des allgemeinen Wahlrechts, und es wurde besonders in letzter Zeit viel erörtert, daß er das österreichische Parlament während des ganzen Weltkriegs nicht einberufen hatte.

Flieger Vizefeldwebel Windisch. Der in einem der letzten Generalstabsberichte genannte tapfere Flieger, welcher den Oberleutnant von Cossel (dessen Bildnis wir ebenfalls brachten) hinter der russischen Front absetzte und, nachdem dieser die Bahn Nowo-Brodny an mehreren Stellen gesperrt hatte, wieder abholte und wohlbehalten hinter die deutschen Linien zurückbeförderte. Windisch stammt aus Dresden und war früher Fluglehrer in Leipzig-Lindenthal.

Bei dem siegreichen Einzuge Alexanders in Paris bat ihn jemand um eine Anstellung zum Dank für die Dienste, welche er früher dem Grafen Czernitschew geleistet habe. — Der Kaiser antwortete: „Ich bezahle die Spione und Verräter — Dank bin ich ihnen nicht schuldig.“

Gemeinnütziges

Birnentompott. Nicht allzu reife Birnen schält man, teilt sie in Viertel, schneidet das Kernhaus heraus, gibt sie mit etwas Wein in eine Kasserolle, fügt etwas Zitronenschale dazu und dünstet die Birnen so vollständig weich. Den Saft dickt man ein und gießt ihn über die Birnen.

Pfeffernüsse. 10 Eier rührt man mit 1 Kilo Zucker zu schaumiger Masse, vermischt diese allmählich mit 25 Gramm Zimt, 10 Gramm Nelken, je 2½ Gramm Muskatblüte, Vanille, Kardamom, Orangeat und Mandeln nach Belieben, 12 Gramm Sirichhornsalz und 1½ Kilogramm Weizenmehl. Dieses wirkt man gut aus, rollt es zu einer etwa 1 Zentimeter dicken Platte aus, sticht davon kleine Kuchen aus und legt sie auf ein mit Wachs bestrichenes Blech. Sie bleiben so stehen, bis sie eine leichte Kruste bekommen, und werden dann bei gelinder Hitze gebacken.

Kokosnusskugeln. 500 Gramm feingeraspelte Kokosnüsse, ebensoviel Zucker werden mit 8 bis 10 Eiweiß auf ganz gelindem Feuer gerührt, bis die Masse gut warm ist. Dann wird sie wieder tüchtig kalt gerührt. Alsdann werden auf gebutertem und mehlüberstäubtem Blech Häufchen mit dem Löffel geformt und diese in gelinder Hitze gebacken.

Gezogene Zwiebeln lasse man unberührt liegen. Wenn sie von selbst langsam wieder austauen, verlieren sie ihre Brauchbarkeit und ihren Handelswert nicht.

Champignons müssen täglich geerntet werden. Sonst werden die Pilze zu groß, die Hüte plagen auf und die Champignons haben ihren Wert verloren. Die beim Abenten entstehenden kleinen Rüden werden sorgfältig wieder mit Sand zugefüllt.

Schwächende Nachschweiß, die bei manchen chronischen Krankheiten vorkommen, lassen sich durch abendliche Abreibungen mit Franzbranntwein vermindern oder verhüten.

Das Bleichen gelb gewordenen Mohrgefächts gelingt am besten durch Waschungen mit Seifenwasser, dem 5 Prozent Alkohol zugesetzt wurde und Bestreichen des nassen Mohrs mit Schwefelsäure. Nachdem letzteres gut angetrocknet ist, wird es mit einer starken Bürste wieder entfernt.

Logograph.

Mit einem M zieht seine Welle Dahin zu dir bekanntem Strand. Kommt aber K an dessen Stelle, Ist's feste Stadt im deutschen Land. Julius Fald.

Treppenrätsel.

A	A	A	A	E
E	H	P	R	
R	S	S		
T	T			
U				

Nach Ordnen der Buchstaben bezeichnen die sich entprechenden Längsreihen und waagrechten Reihen je: 1) Einen Geistlichen; 2) Einen alttestamentlichen König; 3) Eine Naturerscheinung; 4) Ein Hauptwort; 5) Einen Laut.

Julius Fald.

Bilderrätsel.



Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösung des Arithmogriphs in voriger Nummer:

Feldkirch, Erle, Lerche, Dreieck, Kreide, Ill, Reif, Obile, Hille. — Feldkirch.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Schriftleitung von Ernst Pfeiffer. Gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.

Allerlei

Ein Leidensgefährte. Mutter: „Junge, warum drückst du denn den Stiefel so eng an dein Herz?“ — Sohn (Vehung): „Weil wir Leidensbrüder sind.“ — Mutter: „Wieso denn?“ — Sohn: Nun, weil wir beide immer gewicht werden.“

Malherbe ging eines Abends spät, eine Laterne in der Hand, nach Hause, als er einem Edelmann begegnete, der ihn durch Erzählungen unwichtiger Begebenheiten lange aufhalten wollte. Aber Malherbe brach kurz ab und sagte: „Leben Sie wohl, Sie lassen mich hier für fünf Sous Licht verbrennen und alles, was Sie mir erzählen, ist nicht sechs Heller wert!“

Motivierte Ablehnung. Als der väter berühmte Geheimrat Heim sich noch in jüngeren Jahren befand, wurde er sehr häufig zu einer schon majorennen aber noch immer unverheirateten Dame gerufen, deren Krankheit fast nur in der Einbildung bestand. Ärgerlich über die unbedeutsame Patientin, rief er eines Tages, als sie ihn wieder ohne triftige Gründe hatte rufen lassen: „Wissen Sie was, mein Fräulein, heiraten Sie, dann wird Ihre Krankheit mit einem Male gehoben sein.“ — „Ja, ja, Sie haben recht, Herr Doktor, antwortete sie nach kurzem Bedenken. „Wissen Sie was — heiraten Sie mich.“ — „Ach nein,“ entgegnete der junge, hübsche Heim, „wir Ärzte verschreiben zwar die Arzneien, aber wir nehmen sie nicht selbst ein!“

Ein Charakterzug Kaiser Alexander I. Der Graf Czernitschew war vom Kaiser Alexander mit dem Auftrage nach Frankreich geschickt worden, so viel als möglich von dem Operationsplane Bonapartes bei dessen Einfall in Russland zu erforschen; es glückte ihm auch, er fand Verräter in dem französischen Kriegsministerium, unter denen sich auch ein gewisser Michel befand, der, als der Verrat — freilich zu spät, als daß man den Grafen hätte einholen können — an den Tag kam, enthauptet wurde.